

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111.899) und Deutschland halbjährlich Fr. 7.50, vierteljährlich Fr. 3.80. Das übrige Ausland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.80. Amerika ganzjährig Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Rp. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal) Tel. Nr. 81.60. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 48.

Organ für amtliche Kundmachungen

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile
Inland 10 Rp. 20 Rp.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 15 " 30 "
Uebrig Schweiz 18 " 35 "
Ausland 20 " 40 "
Anzeigenannahme für das Inland und Feldkirch:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 48;
für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland:
Schweizer Annoncen S. G.
St. Gallen, Tel. Nr. 85.80; und übrige Zweiggeschäfte.

Fronleichnam.

Weil man den Heiland durch die Straßen führt, sind rings die Häuserreihen schön gezieret; Auf Blumenblättern geht der Peter Fuß, Die frommes Volk hat ausgestreut zum Gruß. Die Fahnen wehen, Wehrauch wirtzt die Luft, Der Blumen Fülle haucht süßen Duft! Soanna bringen sie dem Höchsten dar, Der viermal Segen spendet vom Altar. Das künden Böllerschüsse dröhnend an, In tiefster Andacht beten Weib und Mann: Gelobt sei uns stets im Sakrament Du, Jesu Herz, das man Fronleichnam nennt!

R. Sam.

Der Fronleichnamstag ist ein Jubelfest für alle gläubigen Christen. Unsere hl. Kirche entfaltet nicht umsonst einen solchen liturgischen Glanz, wenn es sich nicht um eine Herzenssache der gläubigen Christenheit handeln würde. Es sollte eigentlich jeder Tag im ganzen Kirchenjahr eine Art Fronleichnamstag sein; denn ohne das allerheiligste Altarsakrament ist unsere Kirche gar nicht denkbar. Nur am Todestag des Heilandes fällt das große Opfer aus, sonst zieht es sich in wunderbarer Weise durch den Wandel der Zeiten. Was wäre es um uns, wenn wir den Heiland nicht mehr hätten, wenn unsere Kirchen nicht mehr Gotteshäuser wären, wenn unser Tabernakel leer, unsere ewigen Lichter erlöscht, unsere Altäre nicht mehr nötig wären! Wahrhaftig, wir könnten unsere Kirchen schließen, denn der kalte Tod ginge durch die Welt des Glaubens und alles Glaubensleben müßte vor ihm sterben. Denn, wenn wir das Fleisch des Menschensohnes nicht mehr essen und sein Blut nicht mehr trinken können, dann würde auch das übernatürliche Leben in uns zugrunde gehen... des Heilandes Wort bürgt dafür, daß das keine Uebertreibung ist.

Durch den Auftrag des Heilandes ist nun dafür gesorgt, daß das Brot vom Himmel uns nicht mangelt, daß Christus in unserer Mitte wohnt und in unser Herz kommt. Was soll uns aller Glaube, was soll uns alles Beten, alles Opfer, alles Hoffen, alles Vertrauen, wenn das Letzte und Höchste uns fehlt, eins zu sein mit unserem Gotte.

Dieses Sakrament der Güte und Liebe Christi feiern wir am Fronleichnamstage, am Herrgottstage. Die Prozession ist von selber, ohne von der Kirche vorgeschrieben und eingefügt zu sein, aus dem gläubigen Volke hervorgegangen, aus dem Volke, das gleichen Herzens ist mit jenen Menschen, welche den Schritten des Heilandes tagelang folgten und

Essen und Trinken darüber vergaßen. Und von diesem Volke hat der Heiland gesprochen: „Miserere super turbam... Mich erbarmet des Volkes... Und er hat seine Kranken geheilt und sein Brot vermehrt und ihm endlich zu Rapharnam in der Synagoge das wunderbare Himmelsbrot verheißt.

Es ist darum die Sakramentsprozession am Fronleichnamstage keine „Demonstration“ in des Wortes gewöhnlichem und alltäglichem Sinne. Sie ist ein Glaubensbekenntnis, sie ist eine Tat des Dankes für die Güte Gottes, und ist ein Anlaß, Gottes Segen auf uns herabzurufen. Wenn es einmal eine Zeit gegeben hat, so ist es die unsere, wo der Menschheit vor Augen gehalten wird, daß man ohne den Segen Gottes nirgendshin kommt, daß man trotz dem sogenannten Fortschritt, trotz der Technik und der Erfindungen elend und arm und unzufrieden sein kann... eben weil der Segen Gottes fehlt.

Und dieses Jahr haben wir noch ein Anliegen mehr als sonst: zu beten. Von allen Seiten geht ein Ansturm gegen die hl. Kirche. Wie ein milder Wind tobt der Geist der Bösen durch die Welt und sucht den Felsen des hl. Petrus zu untergraben. In blinder Wut richtet sich der Haß des Atheismus gegen das Sakrament des Altars. Jede Gelegenheit wird benutzt, dem Hochheiligsten Spott und Schmutz anzuhängen. Was noch religiöses Gefühl verrät, wird in schändlichster Weise in den Kot gezogen. Die Priester und Bischöfe, selbst der Heilige Vater, werden verächtet und verhöhnt. Die Hölle scheint in voller Aktion zu sein.

Wenn wir morgen den Herrgott hinaustragen unter den freien Himmel, dann bezeugen wir alle durch unsere Teilnahme kräftig und ehrlich unsere Gesinnung. Wir stehen zu Christus, dem wunderbaren Herrscher und Lebendigmacher in Brotsgestalt.

Zu einer wichtigen Frage.

„Der „Katholische Schweizerbauer“ bringt in seiner Nr. 21 vom 30. Mai Ausführungen, denen wir Raum geben, weil man auch bei uns über dieses Thema manchmal sich unterhalten hört und dabei recht verschiedene Ansichten vernehmen kann:

Ueber die Frankennabwertung.

In der landw. Zeitung „Die Grüne“, vom 22. Mai 1936 ist zu lesen: „Von gewisser Seite wird heute gesagt, daß man den Bauer durch einen Abbau des Schweizerfrankens retten

könnte. Prof. Laur vertritt die Ueberzeugung, daß die Schweiz, auch wenn Frankreich seinen Franken abbauen sollte, den ihren Franken halten soll und kann, wenn das Volk es will. Wenn das geschieht, dann steht der Bauer nahe vor dem Ziel der Krisenüberwindung. Wenn aber die Abwertung des Schweizerfrankens kommen sollte, so würde das einen Sprung ins Dunkle bedeuten, von dem nur feststeht, daß der Bauer mehr verlieren wird als er im günstigsten Falle gewinnen kann. Für die schweizerische Landwirtschaft könnte es heute nichts Schlimmeres geben, als die Abwertung des Frankens.“

Leider gibt es in den verschuldeten bäuerlichen Kreisen, wie man immer wieder hört, manche Befürworter der Frankennabwertung. Dadurch, meinen sie, würde ihnen geholfen. Daß aber eine sehr große Zahl ihrer Standesgenossen durch ein solches Ereignis aufs schwerste geschädigt und daß Tausende von kl. Sparern, Knechte und Mägde, Alte und Junvalide, um ihren Sparbägen betrogen würden, dies krasse Unrecht ziehen sie gar nicht in Betracht. Sie bedenken auch nicht, daß durch eine derartige Verminderung unseres Volksvermögens die Steuerkraft in den Gemeinden merklich sinken müßte, was zur Folge hätte, daß die Besitzer von Realitäten, eben gerade die Bauern mit Haus, Hof und Vieh um so stärker tagiert und besteuert würden. Entsprechend dem entwerteten Franken müßten die Steuerbeträge erhöht werden, was leicht einzusehen ist.

Weiter hätte die Frankennabwertung z. Folge, daß es für Jungbauern noch schwieriger würde, ein Anwesen zu erwerben als heute, weil die Herren Kapitalisten, Genossenschaften etc. noch mehr als es jetzt schon geschieht, sich bestreben, durch Erwerb von Grund und Boden ihr Vermögen zu sichern, statt das Geld auf die Bank zu bringen oder gar den Bauern auszuleihen und eine eventuelle weitere Frankennabwertung zu erleben. Daß die Frankennabwertung einer allgemeinen Lohn-erhöhung und Preissteigerung rufen müßte, ist ungewiss, und damit würden für die Schuldenbauern weitere Vorteile aufgehoben, die sie von der Frankennabwertung erwarten. Daß die Frankennabwertung auch für unsere Arbeiter und Fiskusbedienen ein sehr fraglicher Gewinn wäre, das zeigt uns das Beispiel des Auslandes z. B. Belgiens. Da die Löhne keineswegs entsprechend der Frankennabwertung stiegen, die Lebenshaltung aber verteuert wurde, sind diese Kreise ebenfalls bei den

Leidtragenden der vorgenommenen Abwertung.

Also kurz und gut: der schweizer. Bauernsekretär hat ganz recht, wenn er die Abwertung des Schweizerfrankens als einen Sprung ins Dunkle, oder vielmehr als etwas ganz Schlimmes für unsere Landwirtschaft tagiert. Erst damit begännen so recht die allgemeine Not im Schweizerlande, auch bei sehr vielen jener Volksgenossen, die sich bisher noch halten konnten und die Steuerlasten mittragen halfen. — Was endlich hätte die Industrie für einen Gewinn von der Frankennabwertung, wenn das Ausland, wie jetzt, seine Tore der Einfuhr verriegelt, um die eigene Industrie zu schützen?

Juristenrecht

Von einem Landsmann in der Schweiz.

Ich lese und höre immer wieder, daß die Auflösung der I. Gefandtschaft in Bern schuld wäre, daß Liechtensteinern in der Schweiz die Arbeitsannahme verweigert würde. Wenn Leute, die dies schreiben, oder sonst in hohen Tönen verkünden, der Sache auf den Grund gehen wollten, müßten sie unbedingt eines andern belehrt werden, sofern sie es ehrlich wollten. Als Liechtensteiner, der schon viele Jahre in der Schweiz niedergelassen ist, könnte ich diesen Herren, die bewußt oder unbewußt, dem Volk solchen Kram vorsetzen, etwas anderes erzählen und den Beweis dafür erbringen. Ich will hier nur das eine Beispiel anführen:

Ein biederer St. Galler Handwerksmann erhält im Kanton Zürich eine Dauerstelle. Die Direktion des Unternehmens erfucht bei der Behörde um die Niederlassung des betreffenden Handwerkers. Von der Behörde erfolgt Abweisung des Gesuches, da es im Kanton Zürich genug Arbeitslose der gleichen Branche für den zu besetzenden Posten habe. Ein anderer Fall. Ein Zürcher Unternehmer fragt den St. Galler Unternehmer an, haben Sie mir 2 Spezialisten für eine Arbeit, die 3-4 Wochen dauert, da ich momentan über solche nicht verfüge? Der St. Galler bejaht selbstverständlich, da ja von seinen besten Leuten stempeln gehen müßten. Nachdem die 2 Leute 3-4 Tage in Zürich gearbeitet haben, wird die Behörde darauf aufmerksam gemacht, was zur Folge hat, daß die zwei Leute trotz den Vorstellungen des Zürcher Arbeitgebers am 5. oder 6. Tage in St. Gallen wieder stempeln gehen dürfen.

FEUILLETON 17

Späte Sühne

Roman von E. P. Oppenheim.
Copyright bei Dr. Präger, Pressebibliothek, Wien.

16. Kapitel.

„Sie, Sie werden es verstehen, daß ich nach dem gestrigen Vorfall Ihr Haus nicht mehr betrete. Ich nehme an, daß dies auch in Ihren Wünschen liegt. Es verbleibt mir daher nur, schriftlich von Ihnen Abschied zu nehmen und die Stellung, mit der Sie mich betraut haben, in Ihre Hände zurückzugeben. Daß dieser Schritt unvermeidlich ist, bedarf wohl keiner Erklärung. Niemand kann dies mehr bedauern als ich, und ich bitte, überzeugt zu sein, daß ich die große Güte, die Sie mir und meiner Schwester zuteil werden ließen, voll zu schätzen weiß, obgleich sie auf falsche Voraussetzungen gegründet war. Die Rolle, die ich deshalb spielte, war für mich äußerst beschämend, und ich fürchte, daß sie Ihnen unwürdig erscheinen muß. Vielleicht werden Sie milder darüber urteilen, wenn ich Ihnen sage, daß sie nur dem heißen Drang entsprang, meinem Vater zu helfen, zu erkunden, ob für

ihn noch eine Möglichkeit bestehe, in sein Elternhaus zurückzukehren. Meine selbstgewählte Mission ist beendet, wäre es auf jeden Fall gewesen.“

Ich habe mich überzeugt, daß in den letzten fünfundsiebzig Jahren noch kein Schatten eines Zweifels in Ihnen darüber aufgestiegen ist, ob Sie recht an Ihrem Sohn gehandelt haben. Wenn in dieser langen Zeit keine Stimme in Ihnen zu seinen Gunsten gesprochen hat, so muß es mir klar sein, daß meinen schwachen Kräften kein besserer Erfolg beschieden sein würde. Die einzige Möglichkeit wäre nur der Versuch, meinem Onkel sein sündiges Geheimnis zu entreißen. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein solches Unternehmen ausichtslos ist und weiteres Unheil mit sich bringen würde. Es sind somit trübe Nachrichten, die ich meinem Vater zu überbringen habe, gleichbedeutend mit der Vernichtung seiner letzten Hoffnung. Daraus ergibt sich für mich eine Sohnespflicht, von der mich niemand, auch mein Vater nicht entbinden kann. Er hat ja viel gelitten, ist vereinsamt und bedarf eines liebenden Menschen um sich. Unmöglich kann ich ihm die neue Bitternis zufügen, daß ich den Lockungen eines Lebens folge, das ihm selbst verflucht ist. Sie, indem ich meinen Dank

für Ihr mir bewiesenes Wohlwollen wiederhole, verbleibe ich Ihr ergebener

Herbert Talbot.“

Der Brief lag zum großen Teil fertig in Herberts Kopf, als er von seinem Zusammentreffen mit Olivia nach Hause ritt. Geizig brachte er ihn zu Papier und schickte ihn ins Schloß. Nun gab es kein Zurück mehr. Eine Stunde später wurde ihm ein Besucher gemeldet. Ohne Neugierde, und in der Annahme, es handle sich um den jungen Mann aus der Gütersverwaltung, der ihn vertreten sollte, ging er ins Wohnzimmer. Es war jedoch nicht der Vermutete. Ein großer Mann mit feinem Gesicht und eifengrauen Haaren läst sich aus einem der Stühle.

„Ja, ich bin es, Rupert de Vere“, begann er. „Sie sind nicht angenehm überrascht, wie ich sehe. Ich habe nichts anderes erwartet.“

Er war nervös und sprach hastig, offenbar in dem Bestreben, rasch über die Einleitung hinwegzukommen. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Meine Tochter hat mir von Ihrem gestrigen Ritterdienst erzählt. Sie erinnert sich nicht, ob sie Ihnen dafür entsprechend gedankt hat. Das wollte ich nachholen.“ Zum erstenmal hatte Herbert Gelegenheit,

seinen Feind genauer zu betrachten. Rupert de Vere war ein auffallend schöner Mann. In seinem Wesen, besonders in seiner weichen Stimme, lag etwas ungemein Gewinnendes. Herbert suchte vergeblich nach einem der landläufigen Anzeichen des Bösewichts, dagegen fand er in den Augen und dem müden Zug von Resigniertheit seines Besuchers solche, die auf ein glückloses Leben hindeuteten. Rechtsanwalt Benson hatte recht; es war sehr schwer, sich Rupert de Vere als bösartigen Verleumder und Intriganten vorzustellen. — Und doch...

„Ich vermute“, antwortete er, „daß Miß de Vere in ihrem Schrecken der Dienst, den ich ihr erweisen konnte, größer erschienen ist, als sie wirklich war. Hoffentlich hat sie sich inzwischen wieder ganz erholt.“

„O ja, ganz. Das ist jedoch nicht alles, was mich zu Ihnen geführt hat, Herbert. Mein ganzes Leben lang — es war kein besonders freudvolles, wie ich Ihnen versichern kann — habe ich es tief beklagt, daß ich die Ursache von Walters — Ihres Vaters — Unglück geworden bin. Ich bin ein reicher und einflußreicher Mann — durch eigenes Verdienst, nebenbei bemerkt. Wenn ich etwas für ihn, für Sie tun könnte, vielleicht durch eine Rente, die es ihm gestatten würde, ganz seinen Re-